

Thomas Mann: „Essays III, 1926-1933“

Entschiedenheit und Eleganz

Von Wolfgang Schneider

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 19.06.2025

Mit seiner großen Roman-Tetralogie „Joseph und seine Brüder“ kehrte sich Thomas Mann um 1930 scheinbar von der Gegenwart ab – aber als Essayist, Redner und Publizist wandte er sich ihr entschieden zu. In den 290 Texten dieser vorbildlich kommentierten Essay-Ausgabe ist Thomas Mann von seiner weniger abgeklärt-meisterlichen Seite zu entdecken.

Die Politik bestimmt das Jahrzehnt, ihr ist nicht zu entkommen. Thomas Mann schreibt viele Betrachtungen eines Politisierten, und er macht es erstaunlich gut. Aber immer stärker wird er von rechts angefeindet, seitdem er sich nach der Ermordung des Reichsaußenministers Walther Rathenau zur Demokratie von Weimar bekannt hat. Ein Nationalsozialist sendet ihm ein verbranntes Exemplar der „Buddenbrooks“ zu. Es sind politisch hysterische Zeiten, die sich in Thomas Manns Essays der späten Weimarer Jahre spiegeln.

Nach dem Erfolg des „Zauberbergs“ wurde er immer mehr zum öffentlichen Autor. Lesetourneen, rege Publizistik, offizielle Reisen nach Paris und Warschau – er war der Stresemann der deutschen Literatur und machte sich auch dadurch Feinde. Der Agonie der Weimarer Republik kontrastierte sein Aufstieg zum Weltruhm.

Das Massenelend der Wirtschaftskrise

Genau im Monat der Börsenpanik von 1929 wurde ihm der Nobelpreis zugesprochen, hinzu kamen bald die Einkünfte aus der Volksausgabe der „Buddenbrooks“ mit ihrer Millionenaufgabe. Hatten Nachkriegshunger und Inflation noch in die eigene Familie hineingewirkt, blieb Thomas Mann das Massenelend vor 1933 eher fremd.

Umso bemerkenswerter ist es, dass er 1930 in seiner „Deutschen Ansprache“ auch die schwere Wirtschaftskrise thematisiert, die viele Menschen der Hitler-Partei zutreibt:

„Es heißt wohl zuviel verlangen, wenn man von einem wirtschaftlich kranken Volk ein gesundes politisches Denken fordert.“

Thomas Mann

Essays III, 1926-1933

Herausgegeben und kommentiert von Friedhelm Marx

Große kommentierte Frankfurter Ausgabe der Werke, Briefe und Tagebücher Thomas Manns

Suhrkamp Verlag

3056 Seiten, 348 Euro

Diese Rede mit dem Untertitel „Ein Appell an die Vernunft“ ist die hellstichtigste politische Analyse des Nationalsozialismus, die ein Schriftsteller vor der „Machtergreifung“ Hitlers geschrieben hat. Anlass war der sprunghafte Erfolg der NSDAP bei den Reichstagswahlen vom September 1930.

Thomas Mann hielt die Rede am 17. Oktober im Beethoven-Saal der Berliner Philharmonie und ging dabei auch ein persönliches Risiko ein. Es gab nicht nur eine Störergruppe um den nach rechts gerutschten Schriftsteller Arnold Bronnen und die Gebrüder Jünger. Goebbels hatte zudem zwanzig SA-Männer in Leihsmokings entsandt und notierte anschließend im Tagebuch: „Unsere Leute haben Thomas Mann auf den Kopf gespuckt.“ Aber gegen alle widrigen Umstände hielt der Redner tapfer durch und wurde gleich danach von seinem Freund Bruno Walter über sichere Hintertreppen aus dem Gebäude geleitet.

Kampf gegen den Nationalsozialismus

Ausgiebig geht Thomas Mann in der Rede auf die fortwirkende schwere Kränkung und ökonomische Schädigung Deutschlands durch den Versailler Vertrag ein. Dann aber befasst er sich mit den geistes- und mentalitätsgeschichtlichen Hintergründen der Krise und nimmt die wachsende Zahl der Intellektuellen in den Blick, die Humanität, Liberalität, Rationalität und Aufklärung als korrumpierte Werte der angeblich dem Untergang geweihten bürgerlichen Epoche verabschiedet und sich stattdessen einem neuen Irrationalismus ergeben haben, einem unguuten Gemisch aus völkischer Romantik, technischer Moderne und politischer Moderneverweigerung. Mit rhetorischer Wucht fährt Mann fort:

„Der exzentrischen Seelenlage einer der Idee entlaufenen Menschheit entspricht eine Politik im Groteskstil mit Heilsarmee-Allüren, Massenkrampf, Budengeläut, Halleluja und derwischmässigen Wiederholungen monotoner Schlagworte, bis alles Schaum vor dem Munde hat. Fanatismus wird Heilsprinzip, Begeisterung epileptische Ekstase, Politik wird zum Massenopiat des Dritten Reiches oder einer proletarischen Eschatologie, und die Vernunft verhüllt ihr Antlitz.“

Der Ton der Weimarer politischen Publizistik war rau und oft beleidigend. Auch Thomas Mann scheut sich nicht, seinerseits auszuteilen, wenn er von Nationalisten angegriffen wird etwa wegen seiner Bemühungen um europäische Verständigung. Als im Februar 1928 in der Tageszeitung „Berliner Nachtausgabe“ eine Polemik mit dem Titel „Thomas Manns Kotau vor Paris – Der Mann, der für Vaterlandsverräter eintritt und sein Volk lästert“ erscheint, nennt er den Text in seiner Replik eine „Sudelei“. Und attestiert dem Verfasser „die Ironie eines Trampeltiers“, gepaart mit „übermenschlicher Dummheit“:

„Er glotzt, bückt sich, greift Kot, schmeißt und pfeift auf zwei Dreckfingern nach der Feme. Das ist alles, was er kann. (...) Der Nationalismus ist bei uns gesetz- und verhängnismäßig mit Talentlosigkeit geschlagen, er ist nicht geistfähig, er kann nicht schreiben, in irgendeinem höheren Sinne nicht faszinieren, er ist schlichter Barbarismus. Ein Fluch (...) schwebt über ihm, er ist die Sünde wider den deutschen Geist, die nicht verziehen wird, der Schriftsteller, der ihm anheimfällt, kommt unaufhaltsam herunter.“

Im Kommentar dieser großen Essay-Ausgabe kann man den Originalbeitrag des „Trampeltiers“ nachlesen – und zudem Kostproben aus jenen Schmähtexten, mit denen die rechte

Presse dann wiederum auf Thomas Manns Erwiderung reagierte. Angesichts der rhetorischen Eskalation bekommt man Einblicke in die aufgeheizte Medienlandschaft der Weimarer Republik.

Beleidigung deutscher Flieger-Asse!

Viele Rechte nahmen es Thomas Mann übel, dass er sich vom antidemokratischen, antiwestlichen Polemiker der „Betrachtungen eines Unpolitischen“ zum Verteidiger der Demokratie gewandelt hatte. Zu einem Skandal kam es, als Arthur Hübscher, mit dem er einen Streit über die angeblich verfälschend gekürzte Neuausgabe der „Betrachtungen“ führte, einen privaten Brief Thomas Manns an die Süddeutschen Monatshefte lancierte. Darin hatte er darüber gelästert, in welchem Übermaß die Stadt München die Piloten Hermann Köhl und Ehrenfried Günther Freiherr von Hünefeld feierte, nachdem ihnen im April 1928 die erste Atlantiküberquerung mit dem Flugzeug gelungen war. Seine despektierliche Bezeichnung „Flieger-Tröpfe“ war ein Festmahl für die rechte Presse. Thomas Mann verunglimpft „deutsche Helden“! In gleich zwei Beiträgen versucht er, sehr verärgert über die unautorisierte Publikation des Briefes, die Wogen zu glätten.

„Ich hätte, was darin steht, ganz gut auch öffentlich sagen können, die saloppe Redensart „Flieger-Tröpfe“ etwa ausgenommen (...), die ich an dem Tage hinschrieb, als man in München, mit Glockengeläut, Ministern, ausgerückten Schulen, Ehrentrünken, Ehrenjungfrauen, Oberbürgermeistern, gesperrtem Verkehr und einem Demonstrationsgewoge schwarzweiß-roter Fahnen die Ozeanflieger empfing. (...) Meine Briefredensart richtete sich auch gar nicht gegen die tapferen Leute, deren persönlicher Leistung ich eine vollkommen normale Achtung zolle, sondern war Ausdruck eines flüchtigen Unmuts über die modisch maßlose und kulturwidrige Überbewertung sportlicher Rekorde und ihre nationalistische Ausbeutung.“

Alle neun Tage ein Text

290 nichtfiktionale Texte enthält diese Edition. Der Herausgeber Friedhelm Marx hat ausgerechnet, dass demnach alle neun Tage etwas von Thomas Mann in der deutschsprachigen Presse zu lesen war. Allerdings relativiert sich die beeindruckende Zahl, weil viele der Texte sehr kurz sind – Grußworte, Glückwünsche, Nachrufe, Stellungnahmen, Antworten auf Um- und Rundfragen, Listen mit Buchempfehlungen und andere publizistische Forderungen des Tages, die aber gerade deshalb historische Aufschlüsse bieten. Bei den vielen Gelegenheitsarbeiten wird der reichhaltige, sehr zugänglich geschriebene Kommentar zum Gewinn, weil er Zusammenhänge über den Anlass hinaus herstellt und die jeweilige Debattenlage skizziert. So werden die oft kurzen Texte erst zum Sprechen gebracht, gewinnen Hintergründigkeit und Bedeutung.

Das gilt zum Beispiel für den Offenen Brief, den Thomas Mann an den österreichischen Bundeskanzler Ignaz Seipl schreibt. Er bittet um Unterstützung für einen radikalen Denker, dem er wesentliche intellektuelle und physiognomische Zutaten zur Gestalt des jesuitischen Kommunisten Leo Naphta verdankte, dem Fürsprecher des „frommen Terrors“ im „Zauberberg“. Das Vorbild, der Literaturtheoretiker Georg Lukács, wurde 1928 als Mitglied der Kommunistischen Partei Ungarns in Österreich verhaftet, wo er bis dahin politisches Asyl genossen

hatte. 1919 war er in der kurzlebigen Räte-Republik Béla Kuns politischer Kommissar gewesen und wurde dafür später in Abwesenheit zum Tod verurteilt. Jetzt drohte ihm die Abschiebung nach Ungarn.

In seinem auf den Bundeskanzler berechneten Plädoyer für Lukács setzt Thomas Mann zugleich Signale der Distanz, die für sein eigenes Verhältnis zum „kommunistischen Experiment“ kennzeichnend sind:

„Sie kennen die politische Rolle, die dieser durch und durch theoretische Mensch in seiner Heimat damals gespielt hat – glaubte spielen zu müssen –, als katastrophale Umstände sozialen Schwarmgeistern die vorübergehende Möglichkeit boten, ihre Ideen am lebendigen Volkskörper experimentell zu erproben. (...) Der Zusammenbruch aller Ordnung lud diese Geister ein, es mit ihrer geglaubten Ordnung zu versuchen. Ich sehe hier kein Verbrechen, ich sehe hier nur Irrtum und Niederlage. (...) Ich kenne auch Lukács selbst. Er hat mir einmal in Wien eine Stunde lang seine Theorien entwickelt. Solange er sprach, hatte er recht.“

Georg Lukács in Nöten

Kann man feiner ausdrücken, dass jemand eben doch nicht recht hat? Dennoch haben Thomas Manns Ausführungen eine verharmlosende Tendenz, denn die Diktatur Béla Kuns war von Klassenhass, Massenverhaftungen, zahlreichen politischen Morden und vom Terror der berüchtigten „Lenin-Jungs“ bestimmt. Wenn SA-Männer solchen Terror verüben, sieht Thomas Mann durchaus das „Verbrechen“ und klagt es in Appellen wie „Was wir verlangen müssen“ oder „Sieg deutscher Besonnenheit“ mit vollem Recht an. Nach den Wahlen vom Juli 1932 häuften sich die Attentate.

„Werden die blutigen Schandtaten von Königsberg den Bewunderern der seelenvollen ‚Bewegung‘, die sich Nationalsozialismus nennt, sogar den Pastoren, Professoren, Studienräten und Literaten, die ihr schwatzend nachlaufen, endlich die Augen öffnen über die wahre Natur dieser Volkskrankheit, dieses Mischmasches aus Hysterie und vermuffter Romantik, dessen Megaphon-Deutschtum die Karikatur und Verpöbelung alles Deutschen ist? (...) Die Totschlagelust steht dieser „Volksbewegung“ an die Stirn geschrieben. (...) Das Deutschland, das diesen Namen verdient, hat es satt, sich tagaus, tagein (...) durch das halbnärrische Geifern sogenannter Führer, die nach Köpfen, Hängen und Nächten der langen Messer schreien, die Lebensluft vergiften zu lassen.“

Während Thomas Mann in den politisch-pädagogischen Rasonnements des „Zauberbergs“ noch um eine Balance zwischen den Streithähnen Naphta und Settembrini bemüht war, haben sich unten im realen Flachland der Weimarer Republik nun die Gewichte verschoben.

Für Mann droht der Kahn jetzt eindeutig rechts zu kentern, und so lehnt er sich entschieden nach links, fordert – in viel beachteten Reden und Essays wie „Kultur und Sozialismus“, „Rede vor Arbeitern in Wien“ oder „Bekanntnis zum Sozialismus“ – das Bürgertum zum Pakt mit der Sozialdemokratie auf, um das heraufziehende Dritte Reich noch zu verhindern.

Dass er von Sozialismus spricht, wo er die Sozialdemokratie meint, ist allerdings eine Unschärfe, die zu Missverständnissen einlädt. Denn im deutschen Bürgertum gab es eine verbreitete Angst, dass die schwere Wirtschaftskrise zu sowjetischen Verhältnissen führen könnte. Man darf nicht übersehen, dass zu jener Zeit, als die Nazis von der Macht noch

träumten, das „sowjetische Experiment“ bereits über zehn Millionen Tote gefordert hatte, durch den mit äußerster Grausamkeit geführten Bürgerkrieg, die Zwangskollektivierung und schließlich den Hungermassenmord in der Ukraine.

Natürlich hatte Thomas Mann eine Ahnung davon, was in der Sowjetunion wirklich geschah, er war nicht verblendet wie ein Feuchtwanger. So empfiehlt er in diesen Jahren in Umfragen gern die Werke des Russen Iwan Schmeljow, dessen Roman „Die Sonne der Toten“ er als „entsetzliches Dokument“ des „revolutionären Elends“ und der „Blutschuld der Idee“ rühmte, eine wichtige literarische Flaschenpost aus jenen Jahren, als „die roten Glücksbringer die Krim ‚mit eisernem Besen kehrten“.

Weichzeichnung der Kommunisten

Die Linke im Westen sah jedoch allenfalls die Späne, die eben abfielen beim Zurechthobeln der Welt nach dem Maß des sozialistischen Ideals. Ganz freizusprechen ist auch Thomas Mann nicht von dieser Weichzeichnung. Sie hat bei ihm taktische Gründe. 1930 formuliert er bündig sein Credo:

„Ich drücke alles ans Herz, was wider den Nationalsozialismus steht, sogar die katholische Kirche und auch den Kommunismus, der doch irgendwie des Geistes ist, die Gerechtigkeit und das Glück will.“

Den Nationalsozialismus bezeichnet er einmal als „reaktive und läppische Nachäffung des Bolschewismus, ohne jede Beziehung zur Idee der Menschheit und ihrer Zukunft“. Aber macht es das Morden besser, wenn es im Zeichen von Menschheitsidealen geschieht? Je mehr sich Thomas Mann fortan auf den Kampf gegen die Nazis fokussiert, desto milder wird er gegenüber der Sowjet-Diktatur.

Aber es ist nicht alles Politik in diesem Band. Zu den Höhepunkten gehören die autobiographischen Essays „Lübeck als geistige Lebensform“ – was für ein großartiger Titel! – und der „Lebensabriss“ von 1930. Hier entwickelt Thomas Mann bis heute gültige Deutungsmuster seines Werks, es sind klug gesetzte Marksteine der Rezeptionssteuerung. Und wer damals nur den bürgerlichen Anzugträger, Bildungsträger und bald auch Nobelpreisträger Thomas Mann vor Augen hatte, konnte hier erstmals eine Ahnung bekommen, dass es auch Zeiten gab, in denen er eher an miserablen Schulzeugnissen oder an seinem Zweirad zu schleppen hatte:

„Ich war in jenen Jahren ein so leidenschaftlicher Radfahrer, dass ich fast keinen Schritt zu Fuß ging und selbst bei strömendem Regen (...) alle meine Wege auf dem Vehikel zurücklegte. Auf der Schulter trug ich es die drei Treppen hinauf in meine Wohnung, wo es in der Küche seinen Platz hatte.“

Und die Literatur? Thomas Mann schiebt in diesen Jahren inspirierte Essays über Storm und Fontane und immer wieder über Goethe – nicht nur, weil 1932 mit dem hundertsten Todestag ein großes Jubiläum fällig ist, sondern auch, weil er sich allmählich selbst klassisch werden fühlt und Goethe zum immer wichtigeren Bezug wird. Eine lange enthusiastische Betrachtung widmet er Kleists „Amphitryon“. Er findet in der Komödie einen diskreten Spiegel für eigene Liebesverwicklungen und Wechselfälle der Sehnsucht, namentlich in Gestalt des

siebzehnjährigen Klaus Heuser, mit dem er im Sommer 1927 beglückende Tage auf Sylt verbringt.

Gegen den Paragraphen 175

Gelegentlich äußert er sich auch öffentlich zum Thema Homosexualität. 1928 beteiligt er sich an einem Protest prominenter Autoren gegen den Paragraphen 175. Er wendet sich entschieden gegen das, wie er schreibt, „unwissend moralistische Begriffsgeschwätz von der ‚widernatürlichen Unzucht‘“ und gegen die sittlichen Ambitionen des Staates:

„Und was hält er für sittlich? Geschlechtliche Zärtlichkeiten, die zwei erwachsene Menschen miteinander tauschen, und zwar auf Grund einer Gefühlslage, die so alt ist wie das Menschengeschlecht (...) und der man den Großteil der antiken Bildnerei und Lyrik, das Medizeer-Grabmahl, die Venezianischen Sonette, die Symphonie Pathétique und der Himmel weiß was noch verdankt, in ungebildeter und taktloser Weise zu bespitzeln und solche ‚Handlungen‘, die ihn nicht das Geringste angehen, mit Gefängnisstrafe zu bedrohen (...) – ist eine etwas linkische Art, wie mir scheint, seinen Sinn für das Sittliche zu erweisen. – Der Paragraph muss fallen.“

Heute klingt das wie ein Beinahe-Outing Thomas Manns. Zumindest seiner Familie war klar, was es zu bedeuten hatte, wenn er Klaus Heuser nach den schönen Tagen von Sylt noch für zwei Wochen in die Münchner Villa einlud.

Nach außen aber wahrte er lieber die solide Fassade der – im Übrigen ja sehr gut funktionierenden – Ehe mit Katia. Denn völlig klar war ihm, dass seine eigene Neigung eben nicht auf „erwachsene“ Männer ging, was bei der immer wieder hochkochenden Debatte über Thomas Manns unterdrückte Homosexualität oft übersehen wird. Mustergültig hatte er die asymmetrische Leidenschaft eines fünfzigjährigen Schriftstellers für einen vierzehnjährigen Jüngling im „Tod in Venedig“ inszeniert.

Bei so etwas liegt schnell der inkriminierende Verdacht von Päderastie und Missbrauch in der Luft. Verständlich also, dass Thomas Mann seine Karriere nicht gefährden wollte und seine „Empfindungen“ lieber weiter „knechtete“ oder in Romane und Erzählungen sublimierte. Es war eine kluge Entscheidung, der heiklen Neigung Zügel anzulegen.

Keine Spur von Mikroieber

In den Essays zeigt sich Thomas Mann auch aufgeschlossen gegenüber den neuen Medien. Zwar erreicht der Film für ihn nicht den kulturellen Rang der großen Literatur, aber er genießt im Kino oft und gern das „musikalisch gewürzte Schauvergnügen“ – eine Formulierung, die ihm Bertolt Brecht dann als medientheoretisch unterkomplex ankreidet. Auch aufs junge Radio lässt sich Thomas Mann bereitwillig ein. Und tut nach nur vier Studio-Auftritten so, als sei er ein alter Rundfunk-Hase. Souverän antwortet er auf die Umfrage „Haben Sie Mikroieber?“:

„Ich habe wiederholt vor dem Mikrofon gelesen – ich kenne nichts Harmloseres. Man sitzt (...) in einem bequemen Stuhl nahe am Apparat, der nicht eine einzige beunruhigende Eigenschaft an den Tag legt, und liest, wie man einem Freunde vorlesen würde. Von Zeit zu Zeit geht einem der Gedanke durch den Sinn, dass eine Million Leute zuhören. Aber was

dieser Gedanke erzeugt, ist nicht jene Beklemmung, die Sie mit dem keck-vertrackten Wort ‚Mikroieber‘ bezeichnen, sondern eine lächelnde Genugtuung über die Großartigkeit der Situation.“

Mit Recht stellt der Herausgeber Friedhelm Marx fest, dass Thomas Mann durch seine untriebige Publizistik in der Weimarer Republik endgültig eine Autorschaft im modernen Sinn entwickelt hat. Nicht zufällig plädierte er entschieden dafür, die von deutschen Kulturkonservativen gepflegte Unterscheidung zwischen höherem Dichtertum und niederer Schriftstellerei zu verabschieden und der Epik die Gattung des Essays gleichrangig an die Seite zu stellen – sofern nur die Qualität stimmt, was für Thomas Mann, wie er an einer Stelle schreibt, „federnde Präzision des Ausdrucks“, „Zartheit und Tiefe der Gedanken“, „Klugheit des Gefühls“, „Intelligenz“ und „Eleganz“ einschließt. All das findet sich in hoher Dosierung auch in dieser verdienstvollen Ausgabe.